Aus dem rätischen Idiotikon

Autor(en): **Jud, J.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Bündnerisches Monatsblatt : Zeitschrift für bündnerische Geschichte, Landes- und Volkskunde**

Band (Jahr): **- (1924)**

Heft 7

PDF erstellt am: **24.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-396353

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Chur Juli 1924 Nr. 7

BÜNDNERISCHES MONATSBLATT

ZEITSCHRIFT FÜR BÜNDNER. GESCHICHTE, LANDES- UND VOLKSKUNDE

HERAUSGEGEBEN VON DR. F. PIETH

ERSCHEINT MITTE JEDEN MONATS.

Aus dem rätischen Idiotikon[1]

Von J. Jud, Zürich.

Als vor zwei Monaten der Sprechende unter der Obhut des unvermeidlichen Küsters die Rubensbilder der Antwerpener Kathedrale besichtigte, wollte der in Daten und kunstgeschichtlichen Wertungen versteinerte Cicerone nicht müde werden, unserer kleinen Gesellschaft auch das letzte unbedeutende Gemälde seines Heiligtums zu zeigen: da regte sich aber plötzlich in uns kräftiger Widerspruch gegen diese wohlgemeinte pedantische Bevormundung; wir gaben dem etwas verdutzten Führer zu verstehen, wir Laien müßten innerhalb des vielen Sehenswerten dem noch heute lebendig Wirkenden den Vorzug geben, um die starken und wesentlichen Eindrücke nicht zu verwischen. Wenn ich nun heute als Führer durch die Schatzkammern des rätischen Idiotikons vor Sie trete, so möchte ich mich nicht gerne demselben Vorwurf, die Wertmaßstäbe zu verkennen, aussetzen: Es soll daher der Versuch gemacht werden, zunächst in knappsten Umrissen die Baugeschichte des Werkes zu skizzieren, dessen Architekten Ihnen vorzustellen, und dann aber die beiden Zentralfragen in den Mittelpunkt zu rücken: 1. Was darf das lebende Romanisch an wirksamer Förderung und Erhaltung

[1] Vortrag, gehalten in der Sitzung der Historisch-antiquarischen Gesellschaft des Kantons Graubünden, den 6. Dezember 1921.

von dem rätischen Idiotikon erwarten? 2. Welche neuen geschichtlichen Erkenntnisse werden wir aus dem Thesaurus linguae Raetorum schöpfen können?

Mit drei bündnerischen Gelehrten ist die bis heute geleistete wissenschaftliche Aufrichtarbeit verbunden. Es sind dies Dr. Rob. v. Planta, Dr. Florian Melcher und Prof. Dr. Chasper Pult.

Die stärksten Impulse für die Organisation und die Durchführung der Sammlung des Wortschatzes verdankt das Idiotikon Dr. R. v. Planta[2], der seinerseits auf den Erfahrungen des deutschschweizerischen Idiotikons und des von Louis Gauchat begründeten und geleiteten Glossaire de la Suisse Romande fußen konnte. Seine enge Zusammenarbeit mit Dr. Melcher, dem unermüdlichen Forscher und prächtigen Menschen, charakterisiert die ersten neun Jahre des wissenschaftlichen Unternehmens. Wenige Monate, bevor eine heimtückische Krankheit ihn hinwegraffte, hat Melcher in einem Gesamtbericht, der uns heute wie sein Testament anmutet, den Gang der Arbeiten von 1904–12[3] zusammengefaßt. Wurde also einerseits der Grundriß des Baues durch die beiden eben genannten Forscher festgelegt, so ist anderseits das finanzielle Fundament gesichert worden durch das Einstehen der Società Retoromantscha, deren Vorsitzender, Herr Nationalrat Vital, die notwendigen Subventionen flüssig zu machen verstand. Die Sammlung des Wortschatzes, wie er uns in den Dorf- und Landschaftsmundarten Bündens vorliegt, erfolgte auf Grund des nach sachlichen Gesichtspunkten geordneten Fragebogens, der einer über ganz Romanisch-Bünden verteilten Schar von Korrespondenten periodisch zur Beantwortung zugestellt wurde. Diesen unermüdlichen Laienmitarbeitern verdankt das rätische Idiotikon einen ersten gewaltigen Stock von romanischen Wörtern: ein zweiter wurde durch die hochherzige Überlassung der durch Dr. Robert v. Planta privatim gesammelten Wortmaterialien gebildet. Ein dritter Stock wurde durch die Redaktoren selbst geäufnet, die an Ort und Stelle den Wort- und Ausdrucksvorrat geeigneter Gewährsleute in abgelegenen Dörfern sorgfältigst aufzeichneten; der vierte be-

[2] Den Grundriß des zu veröffentlichenden rätischen Idiotikons hat derselbe Gelehrte meisterhaft vorgezeichnet in seinem Artikel: Mira e fuorma digl Idioticon retoromontsch, Annalas della Società Retoromantscha 1922, p. 123—135.

[3] Erschienen in den Annalas 1913, 277—290.

deutsame Stock endlich ist den gedruckten und ungedruckten Quellen bündnerromanischen Schrifttums entnommen. Die Zahl der Zettel hatte wohl das zweite Hunderttausend überschritten, als, zu Anfang des Jahres 1914, Herr Prof. Dr. Pult die Führung des durch den Tod Dr. Melchers steuerlos gewordenen Schiffes übernahm: Als Landsmann des verstorbenen Redaktors war er infolge seiner Mitarbeit innerhalb der den Gang des Werkes überwachenden philologischen Kommission mit dessen Ausbau aufs beste vertraut. In unserer Zeit, da protziges Heldentum in internationalen Boxkämpfen und Automobilrennen ungeahnte Lorbeeren erntet, darf doch wohl auch einmal anerkennend ins helle Licht gerückt werden die ungeheure Summe seelischer und geistiger Opferwilligkeit und undankbarer Ordnungsarbeit, die der jetzige Leiter (und mit ihm seine tapfere Lebensgefährtin) dem ihm anvertrauten Werke, trotz ungenügender materieller und behördlicher Anerkennung, zuteil werden läßt.

Großes Verdienst um das Gedeihen des Werkes erwarben sich ferner alle jene, die dem Idiotikon für längere oder kürzere Zeit treue Helfer waren, wie Andreas Casanova, Dr. Martin Lutta, die diese Worte nicht mehr erreichen, wie auch der jetzige Mitarbeiter Herr Loringett, einer der Gründer der Uniun rumontscha da Schons.

Die systematische Sammeltätigkeit, soweit sie die an Ort und Stelle wohnenden Korrespondenten in Anspruch nimmt, ist heute abgeschlossen; die lexikologische Durcharbeitung der gedruckten und ungedruckten romanischen Schriftwerke ist allerdings noch empfindlich im Rückstande. Bereits 1916 nahm der Chefredaktor des Idiotikons die Ausarbeitung von Probeartikeln in Angriff, wie sie in dem großen Wörterbuch Platz finden sollen. So hat er uns z. B. im 31. Bande der Annalas ein farbenfrisches und liebevoll gezeichnetes Bild der am Frühlingsfest, den calendae der Romanen, am sogenannten Chalanda Marz üblichen Bräuche und Sprüche geschenkt. In einem andern Artikel hat er den Namen des in ganz Bünden verbreiteten Schlittens, des sogenannten Tragliun erhellt, und dessen Verwendung beim Transport des Heues oder Holzes eingehend geschildert. In einer geradezu vorblidlichen kleinen Monographie führte er uns anschaulich die Bedeutung der Ziege in Haushalt

und Sprache des Bündner Bauern vor Augen. Und wer hätte nicht mit herzlicher Freude im 35. Bande der Annalas seine Studie über die Herbstmetzgete in Romanisch-Bünden gelesen, in der sein Gestaltungswille, trotz des gewaltig angewachsenen Materials, sich siegreich behauptet hat?

Nachdem die Sammlung eher gegen das Ende geht und die Ordnung der Materialien in Hinsicht auf den Druck im vollen Gang ist, bleibt die größte Aufgabe noch zu bewältigen: Es gilt, den ungeheuren Stoff mit wissenschaftlicher Gründlichkeit in künstlerische Formen zu meistern. Dieses Ziel wird gewiß erreicht werden, wenn dem romanischen Idiotikon ebenso tatkräftige Unterstützung zufließt wie seinen ältern Brüdern in der deutschen und welschen Schweiz.

Und nun möchte ich an die erste oben aufgeworfene Frage herantreten: In welchem Umfang kann das rätische Idiotikon der Not des lebenden Romanisch steuern? Über die mannigfachen Bedrängnisse des heutigen Romanisch brauche ich nicht viele Worte zu verlieren, nachdem erst kürzlich der energische Leiter der Ligia Romontscha, Giachen Conrad, sie so eindringlich seinen Landsleuten eingehämmert hat. Wir wissen alle, daß das lebende Romanisch Bündens — die Sprache von 40 000 Seelen, also einer Bevölkerungszahl, die diejenige der Stadt St. Gallen nicht erreicht — in einer Krise steckt, die wie jede andere zum Untergang oder zur siegreichen Selbstbehauptung führen kann. Entscheidend ist die körperliche und seelische Widerstandsenergie der Romanen, wie die Geschicklichkeit der die Krankheit behandelnden Ärzte. Erst im 19. Jahrhundert ist diese Krise eigentlich recht akut geworden: Drei Faktoren politischer, verkehrsgeschichtlicher und interner Natur haben dabei mitgewirkt. Bis zum Anschluß Bündens an die Eidgenossenschaft, zu Anfang des 19. Jahrhunderts, übt das Romanische innerhalb der politischen und gerichtlichen Gemeinde, in Gesetz und Predigt als Verhandlungs- und Verkehrssprache eine nur wenig beschränkte Herrschaft aus: Einsprachigkeit war bei Männern häufig, noch weiter verbreitet bei den Frauen. Innerhalb der Drei Bünde hielten die Romanen den deutschsprachlichen Landsleuten die Waage: Innerhalb der Schweiz aber sinken sie nun zu einem Vierzigstel, einem Fünfzigstel, einem Sechzigstel der Gesamtbevölkerung herunter, und

heute, da bei uns Schweizern die Zahl solch unbestrittenes Ansehen genießt, muß natürlich numerische Schwäche lähmend wirken.

Verkehrsgeographisch sitzen die Romanen in den obersten Talstufen des Rheins und des Inns: Abgesehen von denen, die an der Lukmanier- oder an der Septimer-/Splügenstraße wohnen, waren sie stark isoliert. Die Schaffung großer nationaler Staaten, wie Deutschland und Italien, hat den wirtschaftlichen und kulturellen Druck dieser Länderkolosse nicht nur auf die gesamte Schweiz, sondern auch auf das zwischen italienisch und deutsch sprechenden Bündnern eingekeilte Romanentum unheimlich gesteigert. Die Verkehrserschließung Bündens durch Post, Eisenbahnen und heute durch das Automobil hebt die Isolierung der Bündnerromanen in weitgehendem Maße auf: Das bündnerromanische Land ist gewissermaßen in seinen Distanzen ebenso zusammengeschrumpft wie unsere Schweiz innerhalb Europas. Deutsch und Italienisch drängen um die Wette in die Familie und ins romanische Dorf ein: Zweisprachigkeit wird als wirtschaftlicher Vorteil empfunden, von den Romanen zum Teil selbst im Interesse ihrer Expansionsmöglichkeit gewünscht, ja sogar verlangt. Der Eisenbahnanschluß verstärkt naturgemäß auch den alten Hang zur Auswanderung in anderssprachliche Landesteile und Staaten: Die damit fast automatisch eintretende Zweisprachigkeit führt bei vielen Romanen zur Schwächung des Sprachgefühls in ihrer eigenen Muttersprache.

Der dritte Faktor, welcher die Krise bedingt, ist internen Charakters: das Bündnerromanische, ein richtiges Spiegelbild der politischen Selbstherrlichkeit von Gemeinde und Talschaft, war und ist heute noch für die Mundartforscher ein geradezu idealer Naturpark: auf diesem Fleck Erde lassen sich alle wichtigen Probleme der Sprachmischung, der Mundartgrenzen, des Ablaufes von Lautgesetzen, der Herausbildung von regional und konfessionell begrenzten Schriftsprachen mit einer Eindringlichkeit studieren wie kaum anderswo: Aber diese langwährende, sich fast ungehemmt austobende sprachliche Freiheit hat auch ihre bedenkliche Kehrseite. Das ausgeprägte Tal- und Dorfzusammengehörigkeitsgefühl, das Fehlen eines die auseinanderstrebenden Glieder zusammenzwingenden kulturell und sprachlich beherrschenden Zentrums — Chur ist seit dem frühern

Mittelalter deutsch —, die politischen und religiösen Gegensätze lassen das Aufkommen einer den Mundarten übergeordneten Schriftsprache nur in unvollkommenem Maße zu: Im 17. Jahrhundert existiert nicht bloß eine katholisch, sondern auch eine protestantische Varietät des Obwaldischen, ja sogar das Domleschgische wie das Oberhalbsteinische fanden literarische Verwertung. Im Inntale halten sich seit ältester Zeit das Ober- und Unterengadinische die Waage, wahrhaftig ein Luxus von Schriftsprachen, den sich ein dichter besiedeltes Land als Bünden nicht zu leisten vermöchte. Die Bewegung zur schriftsprachlichen Einheit hat allerdings im 19. und 20. Jahrhundert Fortschritte zu verzeichnen: Bergün schloß sich ans Oberengadin an, die protestantische Varietät der oberländischen Schriftsprache hat sich nun der allgemeinen sursilvanischen angepaßt: Wohl haben die in Schams sitzenden Romanen neulich sich für die Einführung des Obwaldischen eingesetzt, aber die Unter- und Oberhalbsteiner, der Heinzenberger wie der Domleschger haben noch keine Stellung bezogen oder wollen sich weder dem Obwaldischen noch dem Engadinischen anschließen. Gegenüber den mit einheitlicher Schriftsprache aufrückenden 60 Millionen Deutschsprechender und 40 Millionen Iitalienischredender kann für die Bündner Romanen nur die eine Parole gelten: Schließt die Reihen! In diesem Abwehrkampf fällt natürlich dem Idiotikon eine wichtige Aufgabe zu, auf die ich nun eintreten möchte.

Das gewaltige Werk: „Histoire de la langue française" von Prof. Brunot lehrt auf jeder Seite mit aller Eindringlichkeit: Eine Schriftsprache ist das Ergebnis einer Jahrhunderte dauernden intensiven Zusammenarbeit von literarischen Künstlern, wissenschaftlichen Werken und systematisch veranlagten Grammatikern: Die Schriftsprache ist nicht etwas natürlich Gewordenes, sondern ein auf dem Grund der Volkssprache groß angelegtes System von nuancierten Ausdrucksmitteln, an dem jede Generation weiterbaut, das uns aber mit seiner gewaltigen traditionellen Autorität unter sein Joch zwingt. Buch, Zeitung, Schule sind im 19. Jahrhundert die wirksamsten Propagandisten für die Schriftsprache: Grammatik und normative Wörterbücher ihre unentbehrlichen Schrittmacher. Während nun der Engadiner einen sprachlichen Ratgeber in dem wertvollen Pallioppi bereits besitzt, fehlt dem Oberländer Romanischen ein den An-

forderungen unserer Zeit angepaßtes romanisch-deutsches und deutsch-romanisches Wörterbuch, das etwa wie ein Weigand oder Larousse dem einfachen Manne in formalen und stilistischen Fragen zur Seite stände; denn darüber sind sich doch alle einig, daß bei aller Anerkennung der Leistung die heute vergriffenen schmalen Wörterbüchlein des Obwaldischen, nämlich dasjenige von Conradi, von Carisch und Carigiet, durchaus ungenügend geworden sind. Die neugegründete Ligia Romontscha verlangt denn auch als eine der raschestens zu erfüllenden Aufgaben die Schaffung eines für das lebende Oberländische bestimmten Dizionari manual, das aber ohne stete Fühlungsnahme mit dem bündnerromanischen Idiotikon kaum realisierbar wäre[4]. Ein solches praktisches Wörterbuch muß einmal die Bedürfnisse des heutigen Lebens berücksichtigen, also romanische Ausdrücke bieten für moderne Einrichtungen, wie Elektrizitätswerk, Fernleitung, elektrische Birne, elektrischer Strom, Batterie, den Strom einschalten; Ausdrücke für den Bahnbetrieb: Vorstand, Güter-, Gepäck-, Personenwagen, Freibillette, Wörter für Erscheinungen unseres staatlichen und wirtschaftlichen Lebens: Stellenvermittlung, Arbeitsamt, Teuerungszulagen, Streik usw.: Die endgültige Festlegung der für solche Begriffe zu verwendenden Ausdrücke sollte nicht einfach der Willkür überlassen bleiben, sondern unter Beratung mit dem mit den Bildungsgesetzen der Sprache vertrauten Philologen erfolgen. Es wäre vor allem dringend zu wünschen, daß die Engadiner und Oberländer bei solchen Neologismen für ihre beiden Schriftsprachen solidarisch vorgingen: Gleiche Ausdrücke für dieselben Neuerscheinungen des Lebens erhöhen natürlich die gegenseitige sprachliche Verständnismöglichkeit. Wegleitend muß der Rat des rätischen Idiotikons auch werden in dem Verhalten zu den das Engadin überflutenden Italianismen und zu den das Oberland überschwemmenden Germanismen. Wiederum sollen einige Beispiele die hier auftauchenden Probleme illustrieren. In der engadinischen Zeitung, im „Fögl d'Engiadina", liest man häufig genug die italienische Pronominalform: *ogni*, und doch weiß jeder Unterengadiner und auch Oberengadiner,

[4] Mit der Abfassung des obwaldischen Teiles ist, nachdem diese Zeilen geschrieben wurden, Dr. R. Vieli betraut worden: wir dürfen von ihm eine gediegene Leistung erwarten.

daß das alteinheimische Wort *mincha* ist. Warum wird diesem Wörtchen *mincha* der Weg zum geschriebenen Romanisch verwehrt? Warum wird dem Oberengadinischen *geda*, Unterengadinischen *jada* „Mal" in der Schriftsprache das italienische „volta" vorgezogen? Das Merkwürdigste aber ist dem Vater Rhein im Engadin passiert: Die echt engadinische Form für den Fluß war *Rain* aus *Renu* gleich entwickelt wie lat. *plenu* zu *plain:* Da nun die alte gute Form *Rain* dem hochdeutschen *Rhein* zufällig lautlich nahestand, witterte wohl ein Purist im gut engadinischen Rain einen Germanismus, und bei Pallioppi ist denn auch die italienische Form *Reno* empfohlen: Man entlehnt also dem Toskanischen den Namen des weiß Gott urbündnerischen Flusses. Des philologischen Rates bedarf das zu schaffende praktische Wörterbüchlein auch hinsichtlich des Verhaltens zu den Germanismen. Das Bündnerromanische zeichnet sich gegenüber anderen romanischen Sprachen durch die Häufigkeit jener Verbalbildung aus, die aus Verbum und Präposition besteht, also eine Verbalbildung, die eher deutsch als romanisch zu sein scheint. Für deutsch „hinuntergehen" sagen die Franzosen: *descendre*, das Italienische *scendere*, im Rätischen aber braucht man *(ve)gnir giu*, eigentlich „kommen herunter", statt *monter: ir sü*, statt *entrare*, *entrer: ir en*, statt *stendere*, *étendre: stender or*. Es gilt heute noch bei vielen Romanen als ein Axiom, gut Romanisch schreiben sei gleichbedeutend mit Vermeidung solcher Verben, die aus Verb und Präposition gebildet sind, welche ja aus dem Deutschen entlehnt seien. Da muß denn doch mit allem Nachdruck darauf hingewiesen werden, daß bereits der engadinische Bibelübersetzer Bifrun, der doch gewiß nicht ein germanisiertes Romanisch geschrieben hat, solche von vielen perhorreszierte Verben verwendet, z. B.: *der tiers* „zugeben, erlauben", *ster tiers* „beistehen", *metter a maun* (eigentlich „zu Handen nehmen") im Sinne von „ergreifen", *ster sü* „aufstehen", *der sü* „aufgeben, entsagen" usw. Es wird kein Einsichtiger leugnen, daß besonders im Obwaldischen unter dem Einfluß des Deutschen solche Verben zu reichlich gebildet werden, aber in Bausch und Bogen sie verbannen, ist nicht statthaft, besonders da die rechtlichen Grundlagen zu einer solchen Verbannung schwach sind. Denn wer das erste beste mailändische Wörterbuch aufschlägt, findet: *dà contra* „sich widersetzen", *dà dent in vün*

„dare dentro in qualcheduno", *dà foeura* „offenbaren", *el vin el da giò* „der Wein ‚gibt ab', setzt sich", *andà via* „weggehen", *andà foeura* „aufs Land hinausgehen", *andà giò per i scal* „die Treppe hinuntergehen" usw. Sagt denn der Franzose nicht auch: *je suis allé avec?* Oder heißt es in dem italienischen Lied des Risorgimento nicht: *Va fuori* dall' Italia, o stranieri? Das künftige Wörterbuch muß also hier klug und umsichtig vorgehen: überflüssige, sklavisch dem Deutschen nachgeäffte Eintagsbildungen zurückdrängen, nicht aber eine wohl jahrhundert-, wenn nicht jahrtausendalte Verbalbildung ausrotten wollen. Das Rumänische weist eine Unmenge von slawischen Wörtern und ebenso eine stark slawisierte Syntax auf. Deswegen ist es doch eine romanische Sprache geblieben. Oder ist etwa das Englische mit seiner gewaltigen Zahl von lateinisch-romanischen Fremdwörtern und sogar seinem dem Französischen entlehnten Pluralzeichen weniger lebenskräftig als das „germanischere" Deutsch? Kein Einsichtiger wird leugnen, daß das praktische Wörterbuch, das es zu schaffen gilt, gegen wirklich unnötige Herübernahme von deutschen Wörtern Front machen muß. Im Oberland habe ich bei Mundartsprechenden als Ausdruck für den Sattler bisher nur das deutsche Wort zu hören bekommen: Die reichen Materialien des Idiotikons werden uns sagen müssen, ob das von Carigiet gebuchte *selè*, dem französischen *sellier* entsprechend, sich wirklicher Popularität erfreut. Der Bäcker ist, wie übrigens die meisten technischen Handwerker, in manchen Dörfern Bündens unbekannt, denn der Frau, der *furnera*, war die Herstellung des Brotes anvertraut. Daher ist denn das deutsche *pek* weit verbreitet vom Tavetsch bis ins Münstertal. Da aber das deutsche *pek* durch ein gutes obwaldisches Wort *pisternè*, dem toskanischen *pisternajo* entsprechend, konkurrenziert wird, so muß wohl das romanische *pisternè* als vorbildlich hingestellt werden. Aber auch in anderen wichtigen Fragen hinsichtlich der Bestimmung des wirklich schriftsprachlichen Ausdruckes des Oberländischen kann das Idiotikon wertvolle Dienste leisten. Als Bezeichnung des Zubers, in dem die Frau den Teig knetet, empfiehlt der aus dem Schams stammende Conradi in seinem Wörterbuch: *zeiver da paun, da pasta;* Carisch, der Verfasser des besten Wörterbuches, führt neben *mosa* auch *zeiver da paun* an, der heute noch als maßgebend anerkannte Carigiet

verzeichnet nur *multa.* Welchen Ausdruck soll nun ein Lehrer im Anschauungsunterricht verwenden, wenn er mit seinen Schülern etwa die Entstehung des Brotes mündlich und schriftlich behandelt? Soll der Lehrer in Andeer, falls er die Schüler einst ins Obwaldische einführen wird, den Ausdruck *zeiver da pasta* nach Conradi oder *mosa* nach Carisch oder *multa* nach Carigiet empfehlen? In der Auswahl des im künftigen obwaldischen Wörterbüchlein zu empfehlenden schriftsprachlichen Ausdrucks für den Backzuber wird die Einsicht in die Materialien des Idiotikons klärend wirken, denn es lehrt uns, daß von Tavetsch hinunter bis nach Tiefenkastell nicht weniger als fünf Namen für die Bezeichnung des Gefäßes bestehen, wobei ich hier nicht untersuchen will, wie weit diesen verschiedenen Wörtern auch verschiedene Formen von Backmulden entsprechen. Mit *mosa* wird nach dem rätischen Idiotikon der Backzuber benannt in Curaglia, Villa, Vrin, Pitasch, Brigels; nur in Surrhein und Somvix heißt er *multa;* in Lumneins, Camischolas (bei Sedrun) *briec da pasta.* Soll nun im künftigen schriftsprachlichen oberländischen Wörterbüchlein nicht demjenigen Ausdruck der Vorzug gegeben werden, der *eindeutig* in der Bedeutung sich der größten *Verbreitung* innerhalb des Oberlandes rühmen kann? Also etwa *mosa* eher als *briec da pasta?* Ein zweites Beispiel: Mit dem Verbum *marendar* bezeichnen die Romanen des Münstertals, des Engadins, Mittelbündens das Vieruhressen: Im Oberland (besonders in der Foppa) hört man häufig die Unterscheidung: *marendar* für das Mittagessen der Woche, am Sonntag und bei Festen brauche man das Verbum *gientar.* Von den drei oberländischen Wörterbüchern kennt Conradi für *marendar* nur die Bedeutung *Vesperbrot,* der sorgfältige Carisch verzeichnet getreulich den Bedeutungsunterschied zwischen obwald. *marendar* „Mittagessen" und engadin. *marender* „Vesperbrot nehmen", Carigiet dekretiert als Bedeutung für *merenda:* „Nachmittagessen, Zwischenessen, Abendbrot, Schmaus"; *gientar* „Zumittagspeisen": Soll nun in den Schulen, wo sursilvanisch als Schriftsprache gelehrt wird, *marendar,* in Übereinstimmung mit dem Engadin, dem „Vesperbrot" reserviert werden, oder die heute lebendig empfundene Unterscheidung zwischen *marendar* „Mittagessen an Wochentagen" und *gientar* „Mittagsmahl an Sonn- und Festtagen" beibehalten, ja sogar empfohlen werden?

Aus diesen Zeilen möge der Leser nicht den Schluß ziehen, daß das rätische Idiotikon sich offiziell in den Dienst von sprachlichen Einheitsbestrebungen stellen will; wir wissen alle, daß die Mundarten einen idealen Nährboden für Lebenskraft und Bildhaftigkeit einer Schriftsprache darstellen; die Mundart ist unsere Herzenssprache innerhalb der Familie und des Dorfes; setzen wir uns aber an den Schreibtisch, so nehmen wir eine „Attitüde" an: Der Mönch des Mittelalters greift zum Latein, der Lombarde Manzoni zum Toskanischen, der Waadtländer Ramuz zum Französischen, Gottfried Keller zum Hochdeutschen. Das Bedürfnis nach weitgehender sprachlicher Gemeinverständlichkeit zwingt uns, in der Schriftsprache das persönliche Opfer unserer eigenen Mundart zu bringen; das hindert nicht, daß der Schriftsprache doch eine regionale Färbung aufgedrückt werden kann, wie sie ja etwa bei Gottfried Keller oder bei Ramuz unschwer zu erkennen ist. Diese landschaftliche Patina äußert sich meistens in dem gefühlsbetonten Sprachausdruck, und gerade auf dem Gebiete der affektisch nuancierten Wörter und Redewendungen werden die im rätischen Idiotikon gesammelten Materialien den künftigen praktischen Wörterbüchern des Engadinischen und Oberländischen eine unerschöpfliche Quelle werden. So wird etwa in dem unter steter Mitarbeit des Idiotikons zu veröffentlichenden deutsch-obwaldischen Wörterbüchlein unter dem Stichwort: *eine Bande*, oder: *ein Pack* gewiß ein schönes Trüpplein von affektisch nuancierten Ausdrücken sich einfinden, bei deren Prüfung jeder gewiß seine helle Freude haben wird: so etwa *banda*, *rottanaglia*, *fuor*, *trèga*, *pacc*, *bahaultscha*, *rateina*, *taranteina*, *schambranda*, *marcladira*, *riffla*, *refflamainta*, *sozzi*, *sozzia*, *canaglia*, *zenta*, *gianira*, *bargada*.

Für den Begriff *Säbelbeine* kennt das rätische Idiotikon etwa drei Dutzend Bildungen, die der sprachlichen Phantasie des Volkes und dessen Beobachtungsgabe ein glänzendes Zeugnis ausstellen. Für die Redewendung: *Dem Bankrott nahe sein*, könnten in dem Wörterbüchlein etwa figurieren: *esser sila balontscha*, *esser sela tgaglia*, *senir a cupetgar*, *esser oransom*, *esser per dar il schlopp*, *esser sco il fegl silla frastga*, *star per ir surengiu*, *esser oradem* usw.

Als gefühlsbetontem Ausdruck für den *Popanz*, mit dem man die Kinder schreckt, oder die Vögel durch Aufstellung einer

Mannesfigur auf den Äckern in die Flucht zu jagen sucht, wird vielleicht das Wörterbüchlein nicht nur dem bei Carigiet gebuchten *baubau*, *spuentagl*, sondern auch etwa den Regionalbezeichnungen *babuzi* des Ober- und Unterhalbstein, dem *la metta da fain*, *bargliam* der Foppa freundliche Aufnahme gewähren. Und, darf ich noch eine letzte Anregung hier vorbringen, die am besten durch die Bearbeiter der geplanten, praktischen Lehrbücher realisiert werden könnte? Das Engadinische hat keinen allgemeinen Ausdruck für *Käfer*, nur der Mistkäfer trägt den Namen *bov del diavel:* Im Engadin hört man daher häufig genug das deutsche Wort: *il Kefer*, während Pallioppi das italienische *scarafaggio* eingeführt hat. Und da frage ich nun: Warum sollte man sich nicht entschließen können, mit dem obwaldischen *bau* „Käfer" die Lücke im engadinischen Wörterbuch auszufüllen, eher als mit dem deutschen oder italienischen Wort? Und weshalb könnte sich die romanische Solidarität nicht auch in umgekehrter Richtung betätigen dürfen? Wenn der Bündner Oberländer für den *Uhrenzeiger* das deutsche Wort *Zeiger* verwendet, könnte der Engadiner seine m. E. glückliche Bildung „*ils mauns dell-ura*" nicht dem Oberländischen borgen?

Ich muß den Leser um freundliche Nachsicht bitten dafür, die Gegenwartsaufgaben des rätischen Idiotikons im Dienste der normativen Ausgestaltung des praktischen obwaldischen Wörterbuches, dem ja einst auch eine engadinische Ausgabe folgen soll, so stark in den Vordergrund gerückt zu haben: Als Deutschschweizer habe ich mich vielleicht da in Fragen hineinbegeben, bei denen der Romane mir mit Recht das italienische geflügelte Wort in Erinnerung rufen könnte: La Romania farà da sè. In guten Treuen kann man über manche einzuschlagenden Wege verschiedener Auffassung sein: Die wesentliche, ja geradezu entscheidende Aufgabe, bei der die Philologen des rätischen Idiotikons mithelfen müssen, besteht darin, die Probleme, welche sich bei der Ausarbeitung eines solch praktischen Wörterbüchleins ergeben, richtig erfassen zu lehren. Als Linguisten stehen mir natürlich die historischen Laut- und Wortprobleme des Rätischen näher: Denn, übersehen wir das eine nicht, das große bündnerromanische Wörterbuch, das rätische Idiotikon, ist stets als der Ostflügel der drei andern schweizerischen nationalen Wörterbücher betrachtet worden: nämlich des Glos-

saire de la Suisse romande, des Vocabolario della Svizzera italiana und des Deutschschweizerischen Idiotikons. Dem wissenschaftlichen Unternehmen, dem großen Wörterbuch, und nicht den kleinen praktischen Wörterbüchern, wie sie jetzt mit Hülfe der Ligia Romontscha und der Leitung des rätischen Idiotikons in nächster Zeit ausgearbeitet werden sollen, waren die Subventionen der Eidgenossenschaft bestimmt. Das Endziel, ein großangelegtes, tiefschürfendes, den andern gleichwertiges Lexicon raeticum zu schaffen, wird und darf die philologische Kommission und der Chefredaktor nicht aus den Augen verlieren.

Denn, bevor überhaupt nur ein Faszikel des großen rätischen Wörterbuches im Druck erscheint, ist das Bureau des rätischen Idiotikons bereits ein lebendig wirkendes Zentrum wissenschaftlicher Forschung geworden: Die in den letzten 20 Jahren erschienenen linguistisch-sachkundlich orientierten Forschungen, wie diejenige über die Terminologie der Sennerei in den schweizerischen Alpen, mit welcher der Pionier unserer schweizerischen Wort- und Sachforschung, Herr Chr. Luchsinger (St. Gallen), die Serie eingeleitet hat, die Studie über Form und Namen der im romanischen Alpengebiet verwendeten Schlittentypen von G. Huber, über Dreschgeräte von W. Meyer-Lübke und neulich von K. Jaberg, über die Namen der Mahlzeiten von P. Herzog, über die Terminologie für die Höhle in den Alpen von P. Scheuermeier, diejenigen über die Küchengeräte von W. Hebeisen, oder die nächsthin erscheinenden Abhandlungen über die Bezeichnungen des Hages, der das Eigentum umschließt, von H. Schmidt, oder jene, die ein vielversprechender jüngerer Philolog des Oberlandes, R. Vieli, über die Terminologie der alten bündnerischen Mühle vorbereitet, ich wiederhole, alle diese Forscher stehen beim rätischen Idiotikon und bei dessen Redaktion in bleibender Dankesschuld.

Und auch diejenigen Probleme, die ich Ihnen jetzt kurz darzulegen versuche, wurden mir, zum Teil wenigstens, erst bewußt, als ich anläßlich eines mehrtägigen Besuches auf dem Bureau des rätischen Idiotikons die reichgehäuften und saubergeordneten Materialien einsehen durfte: Zum andern Teil sind diese Probleme aber auch herausgewachsen aus dem Studium der 21 Mundartaufnahmen, die Herr Dr. P. Scheuermeier, im Hinblick

auf einen rätoromanisch-oberitalienischen Sprachatlas, im Winter 1919/20 in Romanischbünden durchgeführt hat. Selbstverständlich kann ich hier nur den Weg abstecken, den man bei der Lösung dieser Probleme einschlagen muß. An dem ersten Beispiel möchte ich zeigen, wie die Kenntnis des rätischen Wortschatzes die Sprachgeschichte eines Teiles unseres Landes aufzuhellen vermag. An einem zweiten und dritten Beispiel möchte ich der Förderung gedenken, die die Religions- und Kirchengeschichte aus dem liebevollen Studium seltsamen Volksaberglaubens erwarten darf. An einer vierten Beispielreihe möchte einige Erscheinungen beleuchten, für die Robert von Planta den treffenden Ausdruck Symbiose romanisch-deutschen Sprach- und Geisteslebens geschaffen hat.

Im 103. Kapitel des 1. Buches seiner Arzneimittellehre berichtet der griechische Arzt Dioskorides[5] über die medizinische Verwendung des Wachholders: In durchaus richtiger Erkenntnis, daß der griechische Name des Wachholders manchem seiner nichtgriechischen Leser kaum ohne weiteres das genaue Bild des von ihm gemeinten Strauches vermittle, hält er es für klug, außer dem griechischen noch die ihm sonst bekannten Namen des Wachholders beizufügen: Den Strauch, den die Griechen ἄρκευθος nennen, bezeichnen, nach Dioskorides, die Lateiner mit *juniperus*, die Araber mit *zouorinsipet*, die Ägypter mit *libioum*, die Gallier mit *jupikellouson*. Diesem Wort jupikellos stehen die keltischen Sprachforscher bis heute völlig ratlos gegenüber, denn der Wachholder trägt in allen uns bekannten Zweigen des keltischen Sprachstammes einen ganz andern Namen (ir. *aiteann*, cymr. *aith*, *eithin*, corn. *eythinen:* Grundform: *acto-)*, der an den von Dioskorides den Galliern zugeschriebenen kleinen Anklang aufweist. Und auch die Mundarten Frankreichs, wie die des westlichen Oberitaliens, versagen uns jede Bestätigung eines gallischen *jupikellos*. Aber nun taucht aus den rätischen Mundarten eine ganz unerwartete Bestätigung der Angabe des Dioskorides auf: In der Tat heißt der Bergwachholder im Oberengadin heute *giop*, das in lautlichen Varianten auch Mittelbünden und dem Oberland bekannt ist. Dieses *giop* geht auf eine Grundform *juppo* zurück, die der Ableitung *juppikellos* des

[5] Die neuere Forschung betrachtet allerdings das Werk als nicht von Dioskorides herrührend.

Dioskorides zugrunde liegen muß. Ja die unterengadinische Form *gioc* scheint geradezu eine dem *jupikellos* noch näher liegende Form *jupiko* fortzusetzen. So hebt das bündnerromanische *giop*, *gioc* das im Altertum belegte Wort *jupikellos*[6] aus seiner Unsicherheit und Vereinzelung heraus, und damit tauchen sofort am Horizonte neue Fragen auf: Was für Volksstämme faßte Dioskorides unter dem Ausdruck „Galloi" zusammen? Waren es wirklich die Gallier Frankreichs? Oder die Gallier Oberitaliens? Oder war für ihn die Bezeichnung Gallier nur ein Sammelbegriff aller nichtlateinisch sprechenden Völker Oberitaliens? Die Beantwortung dieser und ähnlicher Fragen wird auch den Historiker unseres schweizerischen Alpenlandes interessieren. Denn nicht mehr aus den nach allen Richtungen ausgepreßten geschichtlichen Quellen des Altertums können wir weiteres Licht über Leben und Sprache der vorrömischen Bevölkerung unseres Landes erwarten, sondern nur aus der methodischen Erforschung der Ortsnamen und des Wortschatzes der in den Alpen niedergelassenen Romanen und Alemannen.

An demselben Namen für den Wachholder, *giop*, den wir eben besprochen haben, läßt sich ein weiteres Problem aufrollen, das für die Sprachgeschichte der Innerschweiz vielleicht neue Perspektiven eröffnet. Mit dem oberengadinischen *giop* hat nämlich Carlo Salvioni vor Jahren ein tessinisches *gip*, *giüp* in der Bedeutung Alpenrosenstrauch genetisch verbunden, wobei er allerdings hinsichtlich der Herkunft des engadinischen *giop* in der Bedeutung „Wachholder" und des tessinischen *giüp* in der Bedeutung „Alpenrosenstrauch" sich auf Irrwege begeben hat, auf denen ihm wohl keiner folgen kann. Merkwürdig ist nun, daß ein dem tessinischen *giüp* lautlich und semantisch nahestehendes Wort *juppe* nicht nur im Kanton Glarus, sondern auch in der Innerschweiz (Uri, Unterwalden, Oberwallis) bezeugt ist, und zwar in der spezifischen Bedeutung „Alpenrosenstrauch", wogegen Romanischbünden m. W. nur die Bedeutung „Wachholder" kennt. Wenn das Wort *juppe* wirklich nur den Alpenrosenstrauch in der Innerschweiz bezeichnet und bereits dort bekannt war zu einer Zeit, als die Alemannen in das Land einrück-

[6] Dasselbe Wort liegt nach einer Mitteilung von Prof. Gauchat vor in dem Namen der Alpenrose des wallisischen Val d'Hérens: galyòpí (=gal-yop-í?).

ten — und ich sehe keinen Grund, daran zu zweifeln —, dann würde sich daraus wohl ergeben, daß die Innerschweiz beim Beginn des Mittelalters, als sie noch romanische Bevölkerung beherbergte, eher mit den tessinischen als mit den rätischen Mundarten zusammenmarschierte, denn eine solche Übereinstimmung in der Bedeutung des innerschweizerischen *Juppe* mit dem tessinischen *giüp*, beide den Alpenrosenstrauch bezeichnend (nicht wie in Bünden „Wachholder"), kann doch kaum zufällig sein. Mit der Annahme einer näheren sprachlichen Zusammengehörigkeit der einst romanischen Innerschweiz mit dem Tessin würde auch folgende Beobachtung stimmen. Die Innerschweiz weist relativ häufig den Ortsnamen *Frut* auf: Dieses Frut ist nicht lateinischer Herkunft, sondern vielleicht, wie Meyer-Lübke dargelegt hat, keltisch. Das innerschweizerische Frut stimmt mit dem tessinischen *fruda*, *froda*, das die Bedeutung „Sturzbach, Wasserfall" aufweist, gut zusammen, während dasselbe Wort *Frut* in Romanischbünden fehlt. Bedenken wir endlich, daß ja auch *Göschenen* etymologisch den gleichen Ursprung hat wie italienisch *cascina*, resp. tessinisch *cassina* „Sennhütte", während in Bünden ein dem italienischen *cascina* entsprechendes Wort nicht vertreten ist, so scheinen mir alle Indizien vorläufig darauf hinzuweisen, daß die einst romanische Innerschweiz sprachlich mit dem Tessin in engerer Fühlung stand als mit Bünden.

Aber auch auf dem Gebiete der Volkskunde werden romanische Mundarten uns noch Überraschungen bereiten. Innerhalb des Imperium Romanum war es Staatsmaxime, neben dem offiziellen Kult die regionalen unangetastet zu lassen. Wir werden von der romanischen Wortforschung daher erwarten dürfen, daß sie noch mancherlei merkwürdige Relikte solcher auf vorrömische Bevölkerung zurückgehenden Landschaftskulte aufzudecken vermag, sofern die Kirche ihrer nicht durch energischen Unterdrückungskampf Herr geworden ist. Von einem recht sonderbaren Aberglauben berichtet nun auch Augustinus, der zunächst als Rhetor, dann als Jünger des Erzbischofes Ambrosius drei Jahre seines Lebens in Mailand verbracht hat. Vielleicht hat er gerade in der oberitalienischen Metropole, wo die Fäden der christlichen Missionstätigkeit für das Alpengebiet und Süddeutschland zusammenliefen, den Aberglauben kennengelernt, den er in de Civitate Dei, XV, Kap. 23 aufs schärfste verurteilt.

Das Volk fahre fort, so meint Augustinus, an das Wirken verruchter Geister zu glauben: das gemeine Volk nenne sie *incubi*, die Gallier aber *dusii;* diese Dämonen hätten, so erzählt er, die Gewohnheit, die Frauen zur Nachtzeit zu beschleichen. Ist es nun ein Zufall, daß *incubus* noch in den tessinischen Mundarten als *lencuf* in der etwas abgeschwächten Bedeutung „Alpdrücken" bezeugt ist, und haben uns die bündnerischen Mundarten nicht eine unerwartete Bestätigung vorbehalten, wenn man feststellt, daß, wie vor 1500 Jahren, der mit einem kosend-abwehrenden Suffix ausgestattete *dusiolus* des Augustin im engadin. *dischöl* und obwald. *darschalett* bis heute noch sein Unwesen treibt? Zwar möchte ich nicht die bitteren Vorwürfe, die Augustin an seine Zeitgenossen richtete, nun den heutigen Romanen gegenüber wiederholen, indem die abergläubischen Vorstellungen, die der Kirchenvater verabscheut, sich in dem vergangenen anderthalb Jahrtausend doch etwas abgeschliffen haben; aber manches, was man sich vom dischöl, resp. darschalett im Bündnervolk erzählt oder erzählte, erinnert an die von Augustin gerügten abergläubischen Vorstellungen. Denn die Korrespondenten des rätischen Idiotikons, wie die Gewährsleute von Herrn Dr. Scheuermeier, berichten von dem Wirken des dischöl noch immer gar merkwürdige Dinge, die in der deutschen Schweiz beim *Toggeli* ihre Parallele finden: Der *dischöl* sei ein Tier oder eine Hexe, die sich nachts auf die Brust des Schlafenden lege, sie sauge sich an den Brüsten kleiner Kinder fest, das Blut stocke, oder wenn eine Zeitkuh oder Ziege ein angeschwollenes Euter bekomme, ohne Milch zu geben, so sage man, sie habe den „*darschalett*". Ist es denn nicht so, daß die bündnerromanischen Mundarten heute noch einen ausgezeichneten Kommentar zum Passus über *dusius* im 23. Kapitel des 15. Buches De Civitate Dei beisteuern? Ja, man darf wohl sagen, daß die Stelle Augustins erst in der Beleuchtung des Bündnerromanischen ganz verständlich wird.

Für die bündnerromanische Rechts-, Kirchen- und Sprachgeschichte erweist sich der Anschluß der alten Raetia an das Frankenreich um 537 als eines der einschneidendsten geschichtlichen Ereignisse Bündens: Wie sich diese politische Ablösung Bündens, der auch die kirchliche folgte, in der Geschichte eines Wortes äußert, möchte ich an einem Beispiel zu zeigen versuchen, das auch den Germanisten interessieren mag. Für den

Paten, Patin sagt der Bündneroberländer *padrin*, *madretscha*, der Oberengadiner *padrin*, *madrütscha*. *Padrin* entspricht seiner Herkunft nach dem frz. *parrain; madrütscha*, *madretscha* ist eine Ableitung von *mater:* Der Pate und die Patin stehen als geistiger Vater und geistige Mutter dem Kinde im Leben zur Seite (pater, mater spiritualis). Überschreiten wir nun die Bernina, so treffen wir im Puschlav plötzlich ein ganz anderes Wort: *güdaz*, *güdazza*, ein Wort, das dem Puschlav mit dem ganzen Veltlin, ja der ganzen Lombardei und dem Tessin gemeinsam ist. Hört ein Deutschschweizer zum ersten Mal diesen Ausdruck *güdaz*, *güdazza*, so mutet er ihn wie ein alter Bekannter aus seiner Mundart an: Könnte *güdaz* nicht geradezu ein Ableger des schweizerdeutschen *Götti* sein? Eine solche Auffassung vertrat auch E. Tappolet, der Verfasser jener vorbildlichen Monographie, in der die Herkunft der romanischen Verwandtschaftsnamen behandelt wird. Wie es stets zu gehen pflegt: dem, der auf den Fundergebnissen seiner Vorgänger basierend immer tiefer schürft, stellen sich die Probleme nicht einfacher, sondern komplizierter dar. So möchte ich jetzt einen etwas anderen Weg zu einer Lösung skizzieren, der mir zum Ziel zu führen scheint. Die Lombardei kennt zwei Varianten desselben Wortes für Pate, Patin: 1. *güdaz*, güdazza; 2. *guidaz*, guidazza. Wer das Verbreitungsgebiet dieser beiden Formen *güdaz* und *guidaz* mit Hülfe der Wörterbücher, und besonders an Hand der von Dr. Scheuermeier an Ort und Stelle aufgenommenen Materialien, gegeneinander abzugrenzen versucht, der stellt zunächst fest, daß nördlich des Po die Variante *guidaz* nur innerhalb der Diözesen Mailand, Brescia, Bergamo erscheint, *güdaz* dagegen innerhalb der Diözese Como auftritt. Ein schlagender Beweis für diese Gebundenheit der beiden Varianten an die Diözesangrenze liefert der Kanton Tessin. Bekanntlich war unser Tessin seit dem frühesten Mittelalter bis ins 4. Jahrhundert unter zwei Diözesen aufgeteilt: die oberen drei Täler, die Riviera, das Blenio und die Leventina, gehörten kirchlich der Diözese Mailand, fast das gesamte Sottocenere (wie vielleicht die Val Maggia) der Diözese Como an. Nun kann es doch kein Zufall sein, daß die Tre Valli, Riviera, Blenio, Leventina, den Paten mit *guidaz*, *vidaz*, also mit *der* Form bezeichnen, die in Mailand, dem Zentrum der Diözese, lebendig war und noch ist, während das Sottocenere, obwohl

Mailand viel näher gelegen als das Sopracenere, der Form *güdaz* von Como Treue bewahrt hat: Die Varianten *guidaz*, *güdaz* eines Teiles des Tessin sind die Diözesanausdrücke von Mailand und Como, die noch im 20. Jahrhundert die frühere kirchliche Gliederung des Kantons widerspiegeln[7]. Welches ist nun die ältere Form? Ohne Zweifel *güdaz*, da *guidaz* eine in kirchlichem Milieu oder im Volke vollzogene Umdeutung von *güdaz* nach *guidare* ist; denn der Pate soll als mitverantwortlich an seinem Seelenheil das Kind durch die Jugendjahre „*führen*": noch heute — darauf hat Salvioni hingewiesen — besteht in der Lombardei der Brauch, daß der Götti als Brautführer an der Hochzeit seines Göttikindes teilnimmt. Diese volksetymologische Umdeutung *guidaz* vermochte sich indessen fast nur innerhalb der dem Metropolitanbischof von Mailand unterstellten Diözese Mailand, in Brescia, Bergamo durchzusetzen: und das war ja wohl nur möglich dank der Mitwirkung des bei Taufe, Firmung und Hochzeit des Patenkindes mitwirkenden Priesters, der im lombardischen Hauptstadtseminar seine kirchliche Ausbildung erfuhr und seine religiösen Ausdrucksformen erlernt hat: Die ältere Form *güdaz* vermochte sich in dem zu Mailand jahrhundertelang im Gegensatz stehenden Comersprengel zu halten, der nicht Mailand, sondern Aquileja unterstand. Wie erklärt sich nun *güdaz?* Auf keinen Fall kann es sich einfach um Übernahme des schweizerdeutschen *Götti* oder ahd. *gotin* handeln: Zu einer solchen Annahme fehlt auch jeder historische Anhaltspunkt. Ich glaube, wir müssen in *güdaz* eine langobardische Form sehen, die der Bildung nach dem englischen *godfather*, einem schwedischen *godfar*, also einem deutschen *godvater* entsprechen. Nur benannte das langobardische Kind seinen Götti nicht mit *godvater*, sondern vielleicht mit der dem lat. *patrinus* nachgebildeten Koseform *god-atto*, das etwa einem schweizerdeutschen *godätti* entsprechen würde. Nun vermittelt uns die Sprachgeschichte die Erkenntnis, daß die im trauten Familienkreis heimischen und affektisch geladenen Verwandtschaftsnamen den Eigennamen sehr nahe stehen: nach Akkusativformen *Karlen*, *Käthen* braucht man ohne Artikel *Vatern*, *Muttern*, ahd. *fateran;* nach dem bei

[7] Bei der Sammlung der Formen innerhalb des Tessin hat mir treue und wertvolle Hülfe geleistet Dr. O. Keller in Locarno, wofür ich ihm Dank sage.

Eigennamen ursprünglichen Akkusativ *Mariain Marie*, *Bertain Berte* bildete man auch von *amita* „Tante" einen Akkusativ altfranzösisch *antain;* wie die Eigennamen, sind auch die Verwandtschaftsnamen als Koseformen starken Kürzungen ausgesetzt: *Franz* für *Franciscus* oder frz. *Colas* für *Nicolas*, so auch lomb. *pa* aus *papa* oder neapolit. *gnore* für *signor* (patre); dieselben kosenden Suffixe bei *mamma*, *mammina*, *mammuccia* wie bei *Andrina*, *Andruccia*, *Bertina*, *Bertuccia;* dieselbe Reduplikation der Konsonanten wie *pépère*, *fifille*, *tante* in *Giovanni*, *Vanni*, woneben *Nanni*, *Filippo*, *Lippo*, daraus *Pippo*. So bestanden denn bereits im Langobardischen Namenpaare wie *Teudopert*, Koseform *Teudo*, und eine weitere kosende Diminutivform *Teuzo*, *Teudizo; Audibert*, *Audo*, *Auzo; Adelbert*, *Ado*, *Azzo; Hildebert*, *Hildo*, *Hizzo; Boniprand*, *Bonifrid*, *Bonizzo*, *Bonzo; Datipertus*, *Tado*, *Tazo*, d. h. zu dem langobard. *atto* „Vater" mochte wohl eine Koseform *atzo : atzo* gebildet werden wie zu *Teudo : Teuzo*, *Audo : Auzo*, *Tado : Tazo*. Auf einem *got-atzo*, das in seinem Gefühlswert genau einem schweizerischen *ätti* (aus *atin)*, also einem *godätti* entspräche, beruht m. E. das lombard. *güdaz*, *guidaz:* Das anlautende ü entspricht den bei anderen mit *god* im Langobardischen bezeugten Doppelformen wie *Godepert : Gûdipert*, *Godeprand : Gûdeprand*, *Godefrid : Gûdefrid*, *Godeshalk : Gûdeskalk*, *Godelprand : Gûdelprand*. Und jetzt wird die Auffassung, das lomb. *güdaz* sei ein langobard. *godazzo* auch dadurch bestätigt, daß in einer Reihe von Orten der Lombardei folgender Sprachgebrauch feststeht: Die Paten und Eltern unter sich reden einander mit *compare*, *comare* an, die Kinder aber verwenden dem Paten gegenüber stets die alte Koseform *güdaz*, *-aza*, die wohl aus der langobardischen Kirchensprache stammt. Ob *gotazzo* bereits schon der arianischen Kirchenterminologie angehörte und bei Übertritt des Langobardenvolkes zum katholischen Glauben von der Kirche Roms einfach übernommen wurde, entzieht sich unserer Kenntnis. Aber entscheidend und aufschlußreich ist das Verhalten Bündens gegenüber diesem langobardischen Kirchenausdruck: Die Churer Diözese wie Churwalchen haben diesen im frühen Mittelalter zum Sieg gelangten langobardischen Ausdruck der lombardischen Diözesen nicht rezipiert, das Festhalten des alteinheimischen Ausdruckes *padrin*, *madrütscha* ist das sprachliche Symbol der kirch-

lich-politischen-sprachlichen Autonomie Bündens seit dem 6. und 7. Jahrhundert, die sich ebenfalls im weitern darin äußert, daß andere spezifisch langobardische Lehnwörter, die in Oberitalien fest eingewurzelt sind, in Romanischbünden nicht haben Fuß fassen können. Im Gegensatz *padrin: güdaz* steckt ein Kapitel der Kirchengeschichte der Ostecke unseres Landes.

Wer das, leider nicht vollständig publizierte bündnerdeutsche Wörterbuch von Pfarrer Tschumpert durchblättert, trifft auf Schritt und Tritt alte romanische Wörter, die wie erratische Blöcke in die allemannische Rede des Prättigauers oder Schanfiggers eingestreut sind, ja ein Teil dieser romanischen Formen steigt bis ins St. Galler Oberland hinunter. Alle diese Relikte offenbaren uns aufs eindringlichste die Tatsache, daß das früher in Deutschbünden und im St. Galler Rheintal gesprochene Rumontsch mit dem noch heute lebendigen in Bünden ein und dasselbe Idiom war. Nicht beachtet hat man m. W. aber jene Fälle, da im deutschen Sprachkörper eine romanische Seele steckt. Ich will diesen Vorgang an zwei Beispielen zu erläutern versuchen. Prof. Pult hat in seinem prächtigen Probeartikel über die *caura*, den romanischen Namen der Ziege, der in den Annalas della Società Retorom. XXXI p. 248 erschienen ist, darauf hingewiesen, daß im Oberengadin wie im Obwaldischen die Ohreule mit dem Wort *chevra* oder *caura*, also eigentlich Ziege bezeichnet wird, woneben auch Ableitungen obereng. *chavriöl* und obwald. *cavrèr sulvadi*, eigentlich „wilder Geißhirt", auftreten. Diesen von lat. *capra* abgeleiteten Wörtern liegt der Aberglaube zugrunde, die Eulen entzögen dem Euter der Ziegen die Milch, ein Glaube, der ebenfalls in anderen Namen der Ohreule im Wallis und Südfrankreich durchschimmert. Nun kennen nach dem schweizerischen Idiotikon die deutschen Mundarten des Kantons Glarus, sowie Graubünden, als Bezeichnung desselben Vogels, den die Bündner Romanen *caurè*, eig. „Ziegenhirt" nennen, das Wort *Geißler*, gewiß eine Ableitung vom Worte *Geiß*, wie *Chüejer* eine Ableitung von *Chue* ist. Theoretisch stehen der Erklärung von *Geißler* zwei Wege offen: Die deutsche Bezeichnung *Geißler* könnte von den Romanen übernommen und ins romanische *caurè* übersetzt worden sein, oder die romanische Bezeichnung *caurè*, eig. „Geißenhirt", kann von den zum Deutschen übergetretenen Romanen ins Alemannische übertragen

worden sein. Die Entscheidung gibt hier m. E. die Wortgeographie: wenn Geißler als Bezeichnung der Ohreule nur bei den auf altromanischem Boden ansässigen Deutschsprachigen lebendig ist, und die übrige Ostschweiz und Zentralschweiz den Namen Geißler nicht kennt, so dürfte wohl der Schluß erlaubt sein, daß die früheren romanisch sprechenden Deutschbündner dem romanischen Wort einen deutschen Mantel umgeschlagen haben; im Grunde treffen wir hier denselben Vorgang, den wir etwa im Deutschen konstatieren, wenn das lat. *antecessor* durch „Vorgänger", das frz. Wort *corset* durch „Leibchen", das ital. *lettera di cambio* mit „Wechsel" übersetzt worden ist. Romanischen Geist im deutschen Gewande finden wir auch in einem zweiten Falle. Die Romanen, wie ihre tessinischen Miteidgenossen — nicht aber die romanischen Walliser — kennen als Ausdruck für „auf die Alp fahren": *cargar* alp, *cargare* il mont(e), also eigentlich „den Berg, die Alp beladen". Die deutschschweizerischen Mundarten von Freiburg bis in die Innerschweiz sagen jedoch „zur Alp *fahren*" oder „Uf*tribe*", und „ab der Alp *fahren*" oder „abe*tribe*". Nur den bündnerdeutschen Mundarten ist, nach dem deutschschweizerischen Idiotikon, der Ausdruck eigen: die Alp *laden* und die Alp *entladen*. Diese auf die Alpwirtschaft bezügliche Bedeutungserweiterung des ausschließlich bündnerdeutschen *laden* und *entladen* in der unmittelbaren Nähe des romanischen *cargar* und *scargar*, die ja ebenfalls „laden" im eigentlichen Sinn und darin „die Alp laden" bezeichnen, kann wohl nur durch romanischen Einfluß erklärt werden. Ist das nicht der schönste Beweis des steten Gebens und Nehmens zwischen deutsch und romanisch sprechenden Bündnern?

In das Kapitel der eigenartigen Erscheinungen von Symbiose zwischen Germanisch und Romanisch reiht sich ganz natürlich auch das letzte Problem ein, das ich mit Ihnen kurz durchgehen möchte. In einem Gebiet, das, wie die bündnerischen Hochtäler, starker Lawinengefahr ausgesetzt ist, wurden früh aus dem den Privaten oder der Gemeinde gehörigen Waldungen diejenigen Lose ausgeschieden, die nur gegen besondere Erlaubnis abgeholzt werden durften. Es sind die sogenannten Bannwaldungen, die mit einem Bann, d. h. mit einem Verbot belegt sind. In der Westschweiz, speziell im Wallis, heißen diese

Bannwälder *devein(s)*: das ist lat. *defensu*; in den südfranzösischen Alpen tauchen sie in den Urkunden unter der Form *vedat* auf, d. h. das Gehölz, dessen Schlagen durch ein Veto verhindert ist. In den bündnerromanischen Mundarten treffen wir, nach dem Material des bündnerromanischen Idiotikons, mannigfache Bezeichnungen an, die zunächst das Verbot des Holzfällens oder die rechtliche Abtrennung der Bannparzelle von dem keiner Beschränkung unterworfenen Gemeindewald betonen. So heißt der *Bannwald* im Unterengadin *uaut scumandà*, vom Verbum *scumandar ün uaut*, wörtlich „einen Wald untersagen"; im Unterengadin kommt daneben auch vor das vielleicht ältere *la jürada*, von *far la jürada*; es ist dies wohl der Wald, dessen Zugang durch die *jüraders*, die Dorfeidschwörer untersagt wurde, welche die Grenzen kontrolliert zu haben scheinen. Daneben trifft man noch in Bünden auf Namen wie *l'ambanida*, das in Lohn bezeugt ist, *uau serrau*, *god sarro*, das sowohl im Unterengadin wie in Mittelbünden und Oberland vereinzelt auftritt. Aber unter all den Bezeichnungen erregten zwei Ausdrücke meine besondere Neugierde: Der eine ist der nur dem Oberengadin bekannte Ausdruck *god intesieu* in Zuoz; *god tesieu* in St. Moritz; *god tais* in Pontresina, Celerina, St. Moritz und dazu ein Verbum *intesir ün god* in Zuoz; *tesir ün god* in St. Moritz mit der Bedeutung „einen Wald mit dem Bann belegen". Offenbar ist *tais* das einfache Wort: *tesir*, *intesir* eine Ableitung auf *–ire*. Die Grundform ist mittelalterlich lateinisch, *tensu*. Dieses *tensu* in derselben Bedeutung „Bannwald" kehrt südlich im Bergell, im Puschlav, im Veltlin und nach Westen zu in den nördlichsten Tessinermundarten wieder. Nun bieten die westoberitalienischen Rechtsquellen des 10. bis 12. Jahrhunderts ein Verbum *tensare* mit der rechtlichen Bedeutung, „ein Stück Land (Acker, Wiese) durch den Bann schützen". Dieses *tensare* verdankt die westoberitalienische Rechtssprache wohl dem fränkischen Recht, das nach der Eroberung Italiens durch die Karolinger sich über das altlangobardische Recht gelagert hat. Denn die ältesten Zeugnisse des mittellatein. *tensare* in der allgemeinen Bedeutung „rechtlich schützen" sind in Nordfrankreich verankert, wie denn auch altfranzösisch *tenser* in der Bedeutung „schützen" reichlich belegt ist. Warum ist dann aber dieses *tensare* „mit dem Bann belegen" nicht über das Oberengadin hinaus, über den Julier und

den Albula ins Stromgebiet des Rheins vorgedrungen? Die Antwort liegt darin, daß ihm ein anderes Wort den Weg versperrt hat. Das Engadin besitzt oder besaß, neben dem eben erwähnten *god tesieu*, *god tais*, auch den anderen Ausdruck *god mungio*, der für Zuoz, Camogasc, während *god amungio* für Scanfs belegt ist; *mungier ün god* heißt in Camogasc „den Wald mit dem Bann belegen": Dieses selbe Verbum *mungiar ora* taucht auch in Sarn auf, und *god muogn* oder *god da muogn* ist für das Oberhalbstein und Bergün sichergestellt, während das Obwaldische *schetga* kennt, auf das ich jetzt nicht eingehen kann. Dieses oberengad. *god mungio*, oberhalbstein. *god muogn* hat im Oberengadin dem von Süden aufrückenden Rechtsausdruck *tensare* Halt geboten: Was steckt nun aber hinter diesem Verbum *mungier* „mit dem Bann belegen"? M. E. steckt darin nichts anderes als das noch heute im Obwaldischen bekannte Rechtswort: *far mundi* „den Weidgang verbieten". Hinter diesem obwaldischen *mundi* und dem Verbum *mungier* steht das latinisierte fränkische Wort *mundium*, dessen Stamm *mund* noch jetzt im deutschen *Vormund*, *Mündel* sich erhalten hat. Mit *mundium* bezeichnete man im germanischen Recht die Gewalt, die der Familienvater nicht nur über seine Frau und seine Kinder, sondern auch über sein Gesinde auszuüben befugt ist; der fränkische König aber, als Vertreter der Staatsgewalt, verspricht das *mundium* über Städte, über Kirche, über Land, über Menschen. Mit dem fränkischen Recht hatte sich *mundium*, *mundiare* in der Churer Diözese, der Nachfolgerin der Raetia prima, festgesetzt, und zwar in der staatsrechtlichen Bedeutung, „einem Land seinen Schutz angedeihen lassen": mit dem mundium wurden entweder die Wiesen gegen unberechtigten oder zu frühen Weidegang geschützt, oder in einem Wald der Holzschlag verwehrt. Der von Norden eindringende Ausdruck *mundiare* ist mit dem von Süden her hinaufsteigenden *tensare* im Oberengadin zusammengestoßen: Die in letzter Linie von Frankreich ausstrahlenden *tensare* und *mundiare* stehen noch heute im Oberengadin friedlich nebeneinander, ein nicht mißzuverstehender Beweis von der Kraft rätischen Eigenlebens, das von Süden und Norden kommende Wellen in seinem Wortschatz fest eingebürgert hat.[1]

[1] Vgl. auch die fesselnden Darlegungen von K. Jaberg, Kultur und Sprache in Romanisch-Bünden 1921, p. 11 ff.

So wird denn das bündnerromanische Idiom dazu berufen sein, hineinzuleuchten in manche verdunkelten Phasen des jahrhundertealten Zusammenlebens von romanisch und deutsch und italienisch sprechenden Bündnern: Es wird aufs neue den Beweis erbringen können, daß wirtschaftlich, geistig, rechtlich und kirchlich alt fry Rätien sich früh als eine in sich geschlossene Einheit gefühlt hat. Diese Eigenart zu hüten, sie zu vertiefen, zu mehren und sie doch den neuen Zeiten auch wieder anzupassen, wird die gemeinsame Aufgabe und das höchste Streben der Bündner bleiben, ob sie nun ihr gemeinsames Ideal in die Ursprache des Landes, oder in das jüngere Italienisch und Deutsch kleiden wollen.

Drei kulturhistorische Dokumente über Felsberg 1802—13.

Mitgeteilt von a. Stadtlehrer Theodor Schneller, Felsberg.

Die hier zur Veröffentlichung gelangenden drei Schriftstücke sind einem alten Heft entnommen, das Kopien verschiedener Amtsschreiben enthält. Auf dem Deckblatt des Heftes steht die Notiz: „Durch mich geschrieben Johann Zanuk in Felsberg anno 1819." Zanuk war Ende des 18. und anfangs des 19. Jahrhunderts Schulmeister in Felsberg[1]. Aus seiner Schule sind uns noch schöne Probeschriften aus dem 18. Jahrhundert erhalten geblieben. Zu jener Zeit gab es bekanntlich nur ein Alt-Felsberg. Die großen, das Dorf bedrohenden Felsstürze vom Calandamassiv herunter waren noch nicht erfolgt. An die Gründung eines Neu-Felsberg dachte darum noch kein Mensch. Die Leute hielten sich in ihren alten Häusern sicher genug. Die damaligen Bewohner des Dorfes hatten einen ganz andern Feind

[1] Einer seiner Söhne, Joh. Jakob Zanuk (Zanugg) (1814—97), wurde ebenfalls Lehrer. Er durchlief nur die Dorfschule, erhielt aber trotzdem auf Grund seines in Chur abgelegten Examens das Schullehrerpatent 1. Klasse. Später ist er noch Schulinspektor geworden.